

Grundlagen der Wissenschaft: Fragen statt Antworten

Johannes Busse ¹

Abstract: Thesen: Der Wert von Konferenzen wird oft einseitig darin gesehen, Ergebnisse auszutauschen. Tatsächlich aber sind in der Wissenschaft Fragen wichtiger als Antworten. Präsenz ist teuer und wertvoll und sollte daher mehr dem Fragenstellen als dem Antwortgeben gewidmet werden. Fragen zu entwickeln wirft grundlegende erkenntnis- und wissenschaftstheoretische Probleme auf. Fragen zu entwickeln und reifen zu lassen erfordert nichtdirektive Methoden, die dem Paradigma der Design Science Forschung z.T. diametral entgegenstehen.

Keywords: Entwicklung von Fragen, Wissenschaftskritik, Design Science Research, Epistemologie

1 Fragen statt Antworten

Auf konventionellen Konferenzen steht oft die Kommunikation von Ergebnissen im Vordergrund. Es wurde wissenschaftlich gearbeitet, man präsentiert Ergebnisse. Meistens sind dies Erfolgserlebnisse, nur selten Misserfolge. In der Wirtschaftsinformatik (WIF) werden insbesondere wissenschaftliche Ergebnisse wertgeschätzt, die dem Design-Science-Research-Paradigma folgen. Design Science Research gilt dann als wertvoll, wenn konkrete Lösungen entwickelt und die Wissensbasis erweitert wird. Neues Wissen entsteht in diesem Paradigma vorwiegend durch die Anwendung systematischer, „wissenschaftlicher“ und mit *Rigor* durchgeführten Methoden.

An diesem Framing lässt sich vielerlei Kritik äußern. Kritisieren könnte man den Fokus auf Erfolgsmeldungen, obwohl gerade auch Misserfolge sehr lehrreich sein können. Kritisieren könnte man die einzelnen Rationalitätsparadigmen, in denen normative bis hin zu moralisch-ethischen Argumentationen zwar gern gesehen sind, curricular jedoch eher am Rande stehen. Kritisieren könnte man auch die Orientierung an Objektivität, die das forschende Subjekt mit seinen Interessen, Hoffnungen, Wünschen und Wertorientierungen verleugnet. Und man könnte insgesamt die dominante Orientierung an der Design Science Research einer Kritik unterziehen, durch die viele andere spannende Herangehensweisen und Fragestellungen dogmatisch als unwissenschaftlich zurückgewiesen werden. All diese Kritikansätze sind möglich und sekundär auch Gegenstand dieses Thesenpapiers.

Unsere eigentliche Kritik bezieht sich auf Konferenzformate, bei denen vorwiegend die Kommunikation von Ergebnissen im Vordergrund steht. Denn in der Wissenschaft es viel wichtiger, die richtigen Fragen zu stellen. Ist ein Projekt einmal aufgesetzt, die Fragestellung wohldefiniert, die Methoden geklärt, der Projektplan gezeichnet, dem Vorangehen eine

¹ HAW Landshut 1, Fakultät Informatik, Am Lurzenhof 1, 84036 Landshut, busse@haw-landshut.de,  <https://orcid.org/0000-0002-7051-6198>

Richtung und ein Tempo gegeben, sind oft auch die möglichen Ergebnisse vorgezeichnet – nicht unbedingt in Bezug auf das Wie, wohl aber auf das Was. Letztlich entscheidet auch die Fragestellung darüber, wann, wie und wo Lösungsvorschläge bewertet werden. Wie viel wissenschaftlich fruchtbarer wäre es dagegen, wenn Forschende auf Konferenzen selbst Fragen stellen dürften, in der Hoffnung, dass das fachkundige Publikum sie auf existierende Lösungen hinweisen oder vor Sackgassen und Gefahren warnen könnte!

In unserer Kritik gehen wir aber noch einen Schritt weiter. Noch wichtiger – und auch anspruchsvoller – als das Beantworten von Fragen ist das Generieren neuer, interessanter und anspruchsvoller Fragen: Welche alte oder neue Frage wäre es wert, neu bearbeitet zu werden? „Neu“ bedeutet in diesem Fall nicht „vorher nie dagewesen“. Es genügt, eine alte Frage in einem neuen Kontext zu stellen, um sie als neu wertzuschätzen: eine veränderte Zusammensetzung eines Projektteams, ein wissenschaftlicher Durchbruch oder das Erscheinen einer neuen Technologie, eine Zeitenwende, ein disruptives Ereignis im Markt oder der Politik.

Es stellt sich die Frage, an welchem Ort und in welchem Setting Ergebnisse idealerweise präsentiert werden können und welche anderen Settings förderlich sind, um bereits vorhandene Fragen zu bearbeiten oder neue Fragen zu entwickeln. Das Internet bietet vielfältige Möglichkeiten, wissenschaftliche Ergebnisse darzustellen. Tatsächlich ist es guter Stil, Konferenz-Proceedings wenigstens einige Tage vorab online bereitzustellen, damit die Teilnehmer informierte Entscheidungen über die zu besuchenden Sessions treffen oder gezielt einzelne Kollegen ansprechen können.

Andere wissenschaftliche Kernaufgaben lassen sich dagegen nur schwer digitalisieren, darunter insbesondere der persönliche wissenschaftliche Austausch. Präsenz ist teuer und zeitaufwendig. Wer Termine verschiebt, private Abende mit Familie oder Kultur ausfallen lässt, eine lange Anreise und ein anonymes Hotelzimmer auf sich nimmt: Der will in Präsenz genau das und nur das tun, was nicht auch digital erledigt werden könnte. Wir plädieren dafür, den persönlichen Kontakt nicht informell an die Präsentationspausen zu delegieren, sondern ihn als zentrale und wichtige Veranstaltungsform vorzusehen – und zwar professionell strukturiert und moderiert. Die Devise sollte lauten: Mache in Präsenz genau das, was nur in Präsenz funktioniert; alles andere delegiere in den digitalen Raum.

Der Autor hat verschiedene Forschungstreffen im Dagstuhler Leibniz-Zentrum für Informatik mitverantwortet. Im Research Meeting <https://www.dagstuhl.de/23144> formulierten wir als Ziel des Treffens explizit: „In unserem Forschungstreffen wollen wir nicht nur Ergebnisse mitteilen, sondern vielmehr nach Fragen und Forschungsmöglichkeiten suchen. Diese werden oft durch vermeintlich gesichertes Wissen verdeckt, sind aber bisweilen notwendige Grundlage für kreativen, innovativen wissenschaftlichen Fortschritt. Nicht nur Wissen, sondern auch Zweifel und Einsicht in Nichtwissen als Erkenntnisziel?“ In eine ähnliche Richtung verwies unser Teilnehmerbriefing zum Forschungstreffen <https://www.dagstuhl.de/22173>: „Dagstuhl bringt Experten ins Gespräch. Gesucht sind neue Ideen, Innovationen,

Kreativität. Kein Ziel ist Schulung, Unterricht. Wir sind auf der Suche nicht nach Antworten, sondern nach neuen Fragen.“

Auch der Arbeitskreis Wirtschaftsinformatik (AKWI) ist dem Titel nach als Arbeitskreis konzipiert. Die Veranstalter des AKWI 2024 in Landshut trafen die Entscheidung, das Niveau der zugehörigen Publikation signifikant zu erhöhen. Es fiel die Wahl auf die Reihe Lecture Notes in Informatics (LNI). Der Verlag empfiehlt für diese Reihe eine signifikante Ablehnungsquote durch das anonyme Peer-Review. Auch für das Nachfolge-Event, den AKWI 2025 in Kiel, ist bereits eine Veröffentlichung in der LNI-Reihe vorgesehen. Gleichzeitig wurden als Schwerpunktthemen ausgeschrieben Generative KI, Cybersicherheit und Technische Resilienz sowie Digitale Souveränität. Damit wurden die inhaltlichen Leitlinien klar vorgegeben, ein enger thematischer Zusammenhang hergestellt und eine allzu breite Themenstreuung – einen „Gemischtwarenladen“ – vermieden.

Eine solche – vermeintliche – Hebung des Niveaus übersieht, dass die Wirtschaftsinformatik eine sehr heterogene Wissenschaft ist, die eine Vielzahl unterschiedlicher Perspektiven in sich vereint. Sie ist, wenn man so will, eine interdisziplinäre Disziplin, deren wissenschaftlicher Kern gerade in der systematischen Integration dieser vielfältigen Perspektiven liegt. Diese Vielfalt, die die Wirtschaftsinformatik wesentlich prägt, droht durch die enge thematische Fokussierung in den Hintergrund zu geraten. Den Organisatoren des AKWI 2024 und AKWI 2025 ist dabei nichts vorzuwerfen, im Gegenteil: Sie verhalten sich gemäß den etablierten Erwartungen an das Framing einer wissenschaftlichen Konferenz vollkommen professionell. Ihnen gebührt großer Dank für ihr Engagement. Der vorliegende Text kritisiert nicht die Organisatoren, sondern das Framing.

Wir schlagen vor, die für die WIF so typische Heterogenität von Themen, Methoden und Fragestellungen grundsätzlich sichtbarer zu machen. Ein guter Anfang ist bereits gemacht: Der CfP zum AKWI 2025 ermutigt dazu, in Form von Short Papers explizit auch Prototypen oder Thesenpapiere zu aktuellen Herausforderungen der Forschung und Didaktik an Hochschulen für Angewandte Wissenschaften in der WIF zu präsentieren. Damit sind schon einmal organisatorisch die Voraussetzungen gegeben, sich auch schon in den Frühphasen von Forschung zu Fragestellungen austauschen zu können.

In der Vergangenheit war auf dem AKWI gelegentlich auch eine 45-minütige Session mit dem Titel „Brennende Fragen der Wirtschaftsinformatik“ im Programm. Der verantwortliche Kollege aus Landshut führte einige wenige Minuten in die Session ein und stellte etwa folgende Frage: „Stellt euch vor, ihr dürft ein Jahr lang vollfinanziert ein Thema bearbeiten, das euch wichtig ist – ohne Rechtfertigungspflicht, ohne Publikationsdruck. Wofür würdet ihr brennen?“ Die Diskussion im Anschluss moderierte er weitgehend zurückhaltend, indem er erfolgreich auf die Diskurskompetenz der Kollegen vertraute; vor allem verzichtete er auf thematische Interventionen. Seine „Moderations“-Methode basiert auf der personenzentrierten, nichtdirektiven Gesprächsführung nach Carl Rogers (Wikipedia). Ganz offensichtlich steht diese Methode dem Paradigma der Design-Science-Forschung diametral entgegen. –

Damit ist neben dem organisatorischen Schritt auch der didaktische Schritt getan, Fragen moderiert austauschen und entwickeln zu können.

Sind die organisatorischen und didaktischen Rahmenbedingungen geklärt, lassen sich auch tieferliegende Fragen angehen. So bestehen jetzt endlich günstige Rahmenbedingungen, um die eingangs als „sekundär“ bezeichneten kritischen Fragen neu thematisieren. Erstens muss dazu statt einer vorwiegenden Antwort- eine entsprechende Fragekultur entwickelt sein. Zweitens muss klar sein, dass man es mit Grundlagenproblemen zu tun hat, die die Normalwissenschaft – in unserem Fall die WIF und das Design-Science-Research-Paradigma – selbst nicht bearbeiten kann und andere Methoden verlangen. Drittens muss man wissen, dass solche Grundlagenfragen den Normalbetrieb einer Wissenschaft potenziell gefährden, und sich auf entsprechende systemische Abwehrreaktionen vorbereiten.

Nicht zuletzt eröffnen sich die Abgründe der wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Grundlagen: Woher kommen die Fragen, die man sich selbst stellt? Welche innere Person stellt diese Frage, und wie ist diese Person beschaffen? Welche Bedeutung hat die Subjektivität des forschenden Individuums, die durch die vermeintliche Objektivität wissenschaftlicher Forschung so dezidiert außen vor gehalten wird? Ist eine Frage wirklich eine ureigene Frage als unabhängiger Wissenschaftler, oder stammt sie aus Erwartungen von außen wie z.B. Community, Forschungsförderung, Themensetzungen von Konferenzen, Publikationsmöglichkeiten? Welche Anlässe sind geeignet, um sich Fragen neu zu stellen oder neue Fragen reifen zu lassen: Kognitive Dissonanz? Disruptive Veränderungen in der Forschung oder im gesellschaftlichen Kontext? Irritationen und Zweifel an bisher Sichergeglauubtem? Welche Situationen oder zeitlichen Aspekte sind förderlich, um Irritationen wahrzunehmen? Denn einen Zweifel oder ein inneres Unbehagen in sich selbst bewusst als Frage reifen zu lassen, ohne sofort eine Antwort zu erzwingen, ist eine Kunst der Selbstreflexion, die bestimmte Rahmenbedingungen in Bezug auf Situation, Stimmung und Zeit erfordert.

Eine gute Frage drängt nicht auf eine sofortige Antwort. Es braucht Zeit, bis sie sich vollständig entfaltet – ganz zu schweigen davon, dass sie beantwortet wird. Eine gute Frage ist wie eine innere Stimme, die einen begleitet und sich immer wieder meldet. Gute Fragen entstehen im Zwischenraum. Nicht, wenn wir denken: „Ich muss es jetzt wissen“, sondern wenn wir bereit sind, nicht zu wissen. Wer eine Frage aushält, statt sie sofort zu lösen, schafft Raum für Erkenntnis.

Damit empfehlen wir unsere Fragen der geneigten Leserin und dem geneigten Leser mit einem Bonmot, das Robert Koch zugeschrieben wird:

Diese Frage ist zu gut, um sie mit einer Antwort zu verderben.